

Bruno Vogel:

Der Angriff

Eine leider zeitgemäße Erinnerung

Eines Abends tauchen hinter uns Truppen aus dem Schutz der Finsternis auf. „Gott sei Dank, sicher die Ablösung!“ freut sich meine Kompanie, treuherzig und harmlos.

Etwas zwanzig Meter hinter unserer Tagstellung gräbt sich die „Ablösung“ ein. Neue Bataillone kommen. Ich erhalte einen Flammenwerfer mit ein. in Unteroffizier und drei Gefreiten zugeteilt. „Zur besonderen Intensivierung des Stoßes“, sagt der mir übergebende Befehl. Ein famoser Fortschritt, so ein Flammenwerfer, wen er etwisch, der kommt kaum dazu, sich vor Schmerz einmal zu krümmen, und schaut bereits die Bonnen der ewigen Seligkeit.

In der siebenten Morgenstunde, als wir in unseren Graben zurückgekrochen sind, zeigt uns die Dämmerung das Geschehen der vergangenen Nacht: Sechs mit lauernden Menschen gefüllte Erdstürchen, parallel e.inander in Abständen von etwa zwanzig Metern.

Schreckliches Ahnen der Wahrheit flüstert durch die Kompanie. Da rufe ich meine 58 Kerls zu mir heran und sage es ihnen:

„Also, jetzt ist es genau 7.03. 7.30 müssen wir räumen.“

Dualvoll stehend schauen sie mich einen Augenblick an, die Schultern fallen ergeben zusammen, sahlgrau färbt die Furcht ihre Gesichter (irgend etwas zerbricht in ihnen, vielleicht ist es die letzte Hoffnung, dachte es in mir). Nach diesem einen Blick sieht keiner dem anderen mehr in die Augen.

Nur die fünf Rekruten, die sich vor kurzem als Erjah für 26 Mann Verluste erhielt, bleiben unbefangen, ihnen ist „Sturm“ nur ein Wort, noch nicht Erlebtes geworden.

„Also doch!“ meint eine heisere Stimme. „Wir müssen“, sagte ich weiter, das vor uns liegende Gelände bis zu einer Tiefe von mindestens zwei Kilometern in unseren Besitz bringen, heißt es in dem Befehl; müssen unterstücken. Bringt eure Sachen ein bißel in Ordnung. 7.30 pfeife ich, dann gehen wir los. Nacht's gut!“

Nun wissen sie alles. Langsam trotteln sie an ihre Plätze zurück. Wie träumend füllen sie die Feldflaschen mit Hüfenwasser bis zum Rand voll, hängen die Brotbeutel, in die sie die eisernen Portionen, Tabak und Kleinigkeiten verstauen, am Band um. Für alle Fälle, wenn sie, gefangen genommen, das Doppel schnell abwerfen müssen. Das und jenes wird besser verpackt, Verbandpäckchen stecken sie in die Nottaschen. Einige machen die Spaten locker, blutgierige Seitengewehre starren verrostet über Mündungen.

Der alte Kirbusch erzählt krampfhaft von seinem Garten, in dem bald wieder die Rosen blühen werden, er hat die schönsten Rosen in der ganzen Gegend. Wenn sein Junge Geburtstag hat, am 12. Juli wird er sechs Jahre...

Keiner hört ihm zu.

Ich gebe jedem noch einmal die Hand: „Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen, Herr Leutnant!“ antworten sie und lächeln so eigen dabei, als wüßten sie ganz bestimmt, daß wir uns nie, nie wieder begegnen werden.

Szecepczyk, ein junger Pole aus Posen irgendwoher, jagt: „Ach, mechten wir sich wiedersehen, Herr Leutnant waren so gutes Mensch.“

„7.271 Fertig machen zum Angriff!“
7.28.

Einer von den Rekruten brennt sich eine Zigarre an.
7.29.

Noch 13 Sekunden.
Noch 2.

Ich pfeife — — — und wir beginnen zu türmen.

Von der Zuderfabrik bis hinüber in den ehemaligen Wald, vier Kilometer links von uns, eine lange Reihe hoch in die Helle des Tages aufgerichteter Soldaten, massiges Ziel, jeder einzelne in weitem Mantel. Eilig stapfen sie dem entkloffenen heraufstauenden M.-G.-Feuer entgegen, das eine Zeitlang sich in singenden Kurben über ihnen wegspannt, bald sich senkt, die ersten Angreifer durch Kopfschüsse aus der Linie herausnimmt.

Die aber drängt unbeirrt vorwärts.

Einmal sehe ich mich um: Die zweite Welle steigt gerade aus dem Graben.

Lied von den reinen Feuern

Ich kenne sie, die plötzlich sich entfachten, in heißem Rot gen Himmel stiegen.
Ich sah sie quellen und verlegen:
die eine Welt in Brand zu setzen dachten
und unsre Nacht nur dunkler machten.

Ich sah sie lodend wie Raketen schwärmen,
die mit dem eignen Glanze spielen
und auf der Jagd nach tausend Zielen
sinnlos verpuffen, voller Rauch und Lärmen.
Ihr Feuer konnte keinen wärmen.

Ich warn' euch vor den zügellosen Flammen,
die zwar ein schönes Schauspiel sind —
doch löst ihr Brand in jedem Wind.
Da sie den wilden Süchten nur entflammen,
so bricht nichts, als sie selbst zusammen.

Die reinen Feuer sind die unscheinbaren,
die still sich nähren, bis entsetzt
der Brand, den dann kein Sturm verweht.
Die jäh sich weiterfressen, den Gefahren

zum Trost, bis ein — vielleicht nach Jahren —
gewaltig sie zum Himmel leden
und ihn mit blutigem Schein bedecken,
darin das Alte untergeht.

Mag Strub.

Dann sind wir ja erst... dann haben wir ja erst 350 Meter des vor uns liegenden Geländes in unseren Besitz gebracht! In der ewig schon wärenden Zeit!

Noch jöhend jagt hämißches Heulen heran, zerdonnert zu bleisprigenden Rauchdolden — vorirefflich, exakt sitzt die Schrapnellsalbe, nicht die Hälfte der ersten Sturmwelle ist noch kampfsähig, als schon eine hundertfache Hölle schwerer Minen in schlägigem Winse'n steil niedertorlekt, vermischt mit einer Flut fauchender Granaten — stampfendes Brüllen bricht bestend aus dem Boden, und eine Sekunde später ist der Rest der nischen unschädlich geschmettert.

Rückwärts war ich in ein Cranatloch gestürzt. Oben auf seinem Rand steht in Lehm, gefüllt mit Knochen und Fleischstücken, ein Schuh, an dem ein Stückchen Kamafische flattert. Die Erinnerung an ein Gesicht von einem Anie, das ganz allein, mutterseelenallein durch die Welt wandert, huscht schwach über mein Gehirn, und gleichzeitig merke ich, daß der Fuß und der Schuh da oben mir gehörten, und schmüre mit einem Riemen vom Sturmgepäck oberhalb der linken Wade die Blutgefäße straff ab.

Unaufhörlich raßt die tobende Wut verreckender Geschosse aus der Erde, unaufhörlich treibt ein weit hinten in der Tiefe sicher geborgener Wille in das Chaos der Explosionen neue Massen angstverzerrter Fragen, immer mehr Kameraden wanken herein, breiten in letztem Entsetzen die Arme aus wie indische Bühler und sinken zusammen, zerreißten, verschwinden unerklärt, verchludt von der gigantischen Ekstase des Sperreifers.

Unfassbar gewaltige Orgie des Sadiasmus: Millionen qualzudender Nerven unter gähnenden Wunden, verzweiflungsverfärbter Wille zum Leben, zerhackte Muskeln, aus denen Blut gemächlich rieselt oder wie aus kleinen Puppen sprudelt, dörrender Durst foltert röhelnde Kehlen, vergeblich kämpfen zerstückte Lungen um Luft, Hirnbrei und Schädelstücken wirbeln durch den tanzenden Lehm, aus sich wälzenden, aufgeschlitzten Leibern kriechen schleimige Därme über das Feld der Ehre, dessen Schande stinkende Quaimschwaden bedecken, säuwülen, dunkelgrauen Sargtüchern gleich, bestickt mit düster glühenden Funken.

Ein Gefreiter taumelt kopflos über meine Brust, freigebig schüttet der Galstumpf helles Rot über meine Feldbluse, ich habe Mühe, den schweren Körper neben mich zu legen.

Flieger dröhnen gehässig über uns hin, gleichgültig hämmern ihre Maschinengewehre bleigefüllte Nägel in die Hilfslosigkeit unter ihnen.

Der Flammenwerfer löst seine Hitze den deutschen Sturmtruppen entgegen, zur besonderen Intensivierung des Stoßes.

Und ununterbrochen zerföhelt tosender Stahl zu surrenden Splittern, zischen zwinisch

Infanteriegeschosse durch diese Stunden ohne Ende.

Schließlich hat sich der Menschenvorrat des Angreifers erschöpft. Eine Weile später wird das Feuer des Feindes zögernder, weniger sicher. Einige Minuten, und bloß vereinzelte schwerfällige Mienen lärmten noch, hören dann auch auf.

Nur die Stimmen der Menschen gellen weiter über die Ebene. Es ist nun nicht so, daß Heldenjähne mit trotzig-stolzem Munde „Deutschland, Deutschland über alles!“ sangen, schon brennenden Auges, ein letztes: „Es lebe unser Kaiser!“ ausstießen, wie es so oft in Zeiten geschah.

Nein. „Sanitäter!“ „Sanitäter!“

Das ist der Ruf, der das Feld beherrscht, vom leisen, verlöschenden Hauch anschwelkend bis zum schrillsten Kreischen, dessen Gräßlichkeit keiner Sprache Wort mehr ausdrückt.

„Sa—täter“ — „Sa—l ni—! tä—ll ter!“

Jrgendeiner: „Kamerad, schief mich tot, schief mich doch tot, bitte, bitte, schief mich tot — — Hören Sie, ich gebe Ihnen den direkten Befehl, schiefen Sie mich tot — — Hören Sie, das ist Gehorsamsverweigerung vorm Feind! — — Kamerad, sei doch so gut! — — Hier haben Sie meine Uhr und meine Briefstache, nehmen Sie doch! Und schiefen Sie mich tot! — —“

„Mein Kopf! Mein Kopf! Mein Kopf! Ach Gott, ach Gott, mein Kopf, mein Kopf —“ schreien sie und „Gülse!“ Erläiche schluchzen.

Mir fällt ein, daß ich eine Uhr habe, es ist 8.44.

Nicht weit entfernt bettelt jemand erbärmlich um Wasser.

Mit den Armen und dem rechten Bein mich vorwärts stemmend, rutschte ich auf dem Bauch zu ihm hin. Er trinkt gierig, will die ganze Flasche austrinken. Weiter kriechte ich, vorüber an langsam im Tobekampf um sich tastenden Gliedern und aufschlackerndem Fieber, an großen menschenähnlichen Knochentumpen vorbei, sehe ich in weit aufgerissene Augen, starr-staunend, als könnten sie gar nicht begreifen, daß sie schon tot sind, stoße an Verwundete, die deshalb höhl aufstöhnen, als lägen sie in Wollust bei einem Weibe. Bald find meine beiden Feldflaschen leer.

Sacepzyhl sehe ich wieder. Mit verblüffender Genauigkeit wurden ihm die Zeugungsorgane vom Körper getrennt. „Herr Leutnant“, flüstert er, verhämt ein wenig und vertrauend, „Herr Leutnant, und ich hab sich noch nie Mädels gehabt.“

Dankbar nimmt er eine Zigarette (er rauchte gern), sagt streiche ich ihm über Haar und Stirn, lasse meine Hand auf seinen Augen liegen, ein kleines Lächeln formt sein Mund, und ich stoße ihm seit die barmherzige Brutalität meines Seitengewehrs ins Herz. Eine Gebärde wie Nickenwollen geht über ihn hin, er ist erlöst.

Ich habe einen Mord begangen.

Ein Stüd haben ich mich fortgeschleppt, da kommt, furchlos tagend, Leutnant Werner von der dritten Kompanie mir entgegen und setzt sich neben mich hin. Die rechte Hand haben sie ihm abgeschossen. „Na, Leutnantchen“, begrüßt er mich, „wo hast du denn deinen Fuß gelassen? Siehst du, ich habe meine Pfote eingestekt.“

Holt aus der hinteren Rodtasche seine blutbrüchelte Hand, ärschelt sie gärtlich.

„Eine feine Lösung ist es doch, nun brauche ich mir keine Gedanken mehr zu machen, ob ich wirklich ein Künstler bin. Guhuhu. Jetzt kann

ich Reierkästen drehen, mit der Linken natürlich: Alles, was ich bin und habe, dank ich dir, mein Vaterland.

Und 50 Prozent Rente. Köstlich, köstlich! Fabelhaft günstig!“

Er hatte begonnen, sich mit der Geige sein Leben zu gestalten.

Unbemittelt springt er auf: „Adjüs!“ läuft davon. Schaurig singt er in fröhlichem Irrsinn: „Das Leben ist so schön, man muß es eben nur verstellen ja verstellen!“ — —

Ich schaue ihm nach: Drüben, wo die englischen Geschütze bestückt sind, über A.—s.—O. und P., drüben über den Feinden schichtet unsere Artillerie die braunleuchtende, lungenbereweisende Seuche eines russischen Gas Kampfstoffes hoch empor, scheidet liche Vergeltung für die verstoffene Stunde.

Etwas reißt schmerzhaft in meinem Rücken, alles wird mir dunkel und leer.

Marmorblau schweigt der Mond auf das Kampfgelände nieder, als ich merke, daß ich auf einer Bahre getragen werde.

Eine verhängnisvolle Frau

Leben und Tod der Helene Van Donning

Sie war das Verhängnis Ferdinand Lassalles, der um der Helene Van Donning willen sein Leben und seine grandiose Idee in unbegreiflicher Raserei hinwarf. Er fällt, der Erwecker der deutschen Arbeiterchaft, in einem törichten Duell mit einem rumänischen Bojaren, und er, der getoht ist, Massen zu bezwingen, und mit seinem Geiste zu bewegen, ist, enttäuscht, verhöhnt, in die Besinnungslosigkeit gekehrt, der Spielball eines frivolen, eiteln, hyperromantischen Mädchens. Der Held dieses Dramas stirbt in einem Genfer Hotelzimmer an der Wunde, die er von der Pistole des glücklicheren Rivalen empfangen hat. Die Heldin lebt unbekümmert noch rund fünfzig Jahre weiter und nimmt als Greisin nach dem Tode ihres dritten, unbedeutenden Gatten Gift.

Das war vor einem Vierteljahrhundert, am 7. Oktober 1911.

Alles an dieser Frau, ihr abenteuerliches Wesen, das aber doch, solange es ging, vor den Grenzen des gesellschaftlichen Zwanges ihres Kreises Halt machte, ihr Hochmut, ihre Uebertriebenheit in Wort und Tat, ihre Art, mit Männern zu spielen, ihre Verzensfälle, die nicht einmal echt war, ist so recht für die Romantiker jener Jahrhunderthälfte und für eine gewisse Schicht, die ihren Stil bestimmte, typisch. Außer, ordentlich war an Helene Van Donning nur ihre Schönheit, Helene, die Tochter eines aus einem skandinavischen Lande hergescholten Prinzenzweigers am bairischen Königshofe, hatte schon als Kind den Zögling ihres Vaters, den späteren Ludwig den Zweiten, besaubert. Die Berühmtheiten, mit denen sie in München zusammenkam, werden lyrisch, wenn sie ihre wunderbare, überirdische Erscheinung preisen, „vor der man den Atem zurückhält, damit die Vision nicht in Luft zerfliehe.“ Zwölf Jahre ist sie alt, als der erste Mann um ihre Hand wirbt, ein Oberst des sardinischen Königreiches, der mit seinen zweiundvierzig Jahren bald General und Exzellenz werden soll. Sie folgt ihm als Braut nach Piemont, aber das Verlöbniß dauerte nicht lange. Der russische Volkshater, ein Baron Kobschue, schreibt viel später in seinen Erinnerungen: Drei ungeheuerlichen Dingen habe ich in meinem Leben beigewohnt. Ich habe einen Sturm im chinesischen Meere mitgemacht, ich war Zeuge einer der furchtbarsten Eruptionen des Vulkans und ich habe die Explosion der ersten Liebe der Helene Van Donning mit angesehen. Es war in Nizza, der Erzählte war Offizier der russischen Flotte, der frühere Bräutigam war rasch beiseite geschoben, der neue wurde aber von den Eltern nicht genehmigt, weil angeblich, „das Kind nicht für die eifigen Breiteregrade geeignet sei“. Helene geht bald darauf nach Berlin und hier lernt sie den schmadelnden rumänischen Prinzen Janko von

Racotwika „mit den Gajellenaugen“ kennen. Und nun entspinnt sich auch, fast zu gleicher Zeit, da sie sich an den heißen Liebeserklärungen ihres „kleinen maurischen Bagen“ erfreut, die Tragödie mit Ferdinand Lassalle, die ihren Namen in die Geschichte rückt.

Überall spricht man von dem großen Volksribun, überall, selbst in den Salons, in denen sie verkehrt, hört sie, daß man ihn bewundert und liebt, wenn man für Freiheit schwärmt, oder ihn haßt, wenn man empört ist, daß, wie ihre Großmutter während erklärt, „die Reichen mit den Armen teilen sollen“. Sie küßt sich von ihm bezwungen, noch ehe sie ihn gesehen hat, vor allem ist es ihre Neugierde, die sie da beherrscht. Schließlich lernt sie „das Individuum“ — so nennt ihn ihr Bräutigam — im Salon eines Advokaten kennen. Hinter einer Palme stehen, sieht sie zwei Männer eintreten, einen kleinen, häßlichen — das muß Lassalle sein, sagt sie sich, denn große Männer sind immer häßlich! — und einen stattlichen, schönen Mann, an die vierzig Jahre alt, den sie für den Gastgeber hält. Aber der zweite spricht, er zieht die Aufmerksamkeit aller auf sich, er ist beredt, in seinen Meinungen gerecht, er ist Lassalle. „Ach teile Ihre Ansichten“, ruft sie, aus ihrem Versteck hervortretend. Und Lassalle schreibt dann: „Wir fühlten, daß wir unser gegenseitiges Schicksal waren.“ Sie bleiben den ganzen Abend beieinander, und als es Zeit zum Abschied ist, hüllt Lassalle das Mädchen in seinen Pelz und trägt es die Treppe hinunter, „eine ungehörige Geste“, gesteht Helene, „aber sie schien mir ganz natürlich und voller Grazie.“ Bis vier Uhr morgens schwärmte man noch zusammen, es war eine mondvolle, sanfte Frühlingsnacht und Lassalle versprach, am nächsten Tage bei den Eltern zu erscheinen und um die Hand Helenes anzuhalten. Er nahm das Spiel, das sich nun entwickelte, ernst. Die junge Adelige zog mit ihrem „Bagen“ umher, dem prinziplichen Verlobten, und schrieb dem Volksmann Briefe, die sie mit der Aufschrift „mein kaiserlicher, hochgemuter Adler“ begann und mit „Brumbilde“ beendigte. Sie zog ihn an und trück ihn ab. Die flammende Liebe des berühmten Mannes schmeichelt ihr, dann sendet sie an ihn Briefe in durchaus geschäftsmäßigem Stil ab, gezeichnet: S. Van D. Die letzte Tortur, die Lassalle durchzumachen hatte, eine seltsame ebenso wie eine körperliche und die immer ein physiologisches Rätsel bleiben wird, dauert sechsundzwanzig Tage, die er fast ganz mit dem Schreiben von Briefen verbringt, dann das Duell, dann eine dreitägige Agonie, der Tod am 31. August 1864. Während der Mann, der von ihrer Kofletterie in den Tod getrieben wurde, im Hotel langsam stirbt, fährt Helene mit ihrem Janko mehrmals auf ihren Promenaden an dem Hause vorbei.

Bukarest, wird bald darauf schwer lungenkrank, auch er stirbt in einem Hotelzimmer, auf der Reise in ein südlicheres Klima, nach einem Jahre. Helene bringt jedem, den sie liebt, Unglück.

Was nun folgt, ist ein Abgleiten in ein internationales Abenteuerium. Ihr Stern verbleicht, wenn auch ihre Schönheit noch immer die gleiche ist. Sie begeistert den großen Pariser Bildhauer Carpeaux, der eben den Auftrag erhält, für die Fassade des neuen Operngebäudes eine Verherrlichung des Tanzes zu verfertigen. Die Gruppe, ein Bacchanale im Tanz, eine Guirlande von Frauen, die einen liegenden, triumphalen Apollo umringen, ist berühmt und wegen ihres sinnfälligen Ausdrucks der Befürderung dielunstritten geblieben. Sie ist ein Wunder an entzückender Bewegung, an lodender Hingabe, eine matmorne Flamme. Seine Hauptrolle war, das Modell für den Gott des Tanzes zu finden, und er findet — wo, weiß man nicht — Helene, deren Lächeln seinen Träumen entspricht. Ihr Anblick ist das des Apollo in der Pariser Oper, sein Körper ist der eines jungen Maurers, den Carpeaux bei der Arbeit sieht. Nicht ihre Beihilfe zu einem großen Kunstwerk, das das stülpliche Empfinden des kaiserlichen Paris allerdings aufs höchste beleidigt, sondern die Erinnerung an den Genfer „Standal“ hält Helene von der großen Gesellschaft von Paris fern. Sie muß weg, und da ihr auch die Eltern jede Unterstützung versagen, wird sie nun Schauspielerin, das Theater war immer ihre unerfüllte Leidenschaft gewesen. Ihr erstes Engagement führt nach Schwerin. Ihr Talent ist gering, ihre Persönlichkeit aber noch immer imstande, den ersten Bühnenhelden der Kleinstadt, den später berühmten Siegwart Friedmann zu entzünden. Sie heiratet ihn, lernt mit ihm und folgt ihm nach Berlin, schließlich nach Wien. Hier tritt sie unter der Leitung Laubes am Stadttheater in einem Salonkama des Modeschriftstellers Paul Lindau auf, „Maria und Magdalena“, worin man, wenn man sehr feinhörig ist, genug Anspielungen auf ihr Genfer Erlebnis entdecken kann. Sie wird das bevorzugte Modell des Malers Kafat und ist auf allen seinen Bildern, die er künstlich malen wird, zu sehen. Aber mit ihrer eintönigen Kunst, die sie erstickt hat, will es nicht gehen. Sie bringt es nicht über kleine Rollen, macht Tourneen durch die Kleinstädte Deutschlands, sie ist gealtert — ja, damals war man mit 33 Jahren alt — und man merkt ihr das Verblühen an. Ihre Eier nach Erlebnissen treibt sie durch ganz Europa, auch in Petersburg landet sie schließlich, gerät in die Kreise der Revolutionäre, Tolstoi wird ihr Gott, und der Schluß dieses Abenteurers ist der freundschaftliche Rat des kaiserlichen Polizeichefs, sich ruhiger zu verhalten, wenn sie nicht das russische Leben von einer anderen Seite kennen lernen will. Sie hat kein Geld, um wegzureisen und bleibt Tage, Wochen in ihrem kalten Hotelzimmer, aus dem sie ein schöner, junger Mann, Serge von Schewitz, den höchsten Adels- und Beamtenkreisen angehört, befreit. Seit langem ist Helene von ihrem Bühnenhelden geschieden, sie heiratet Serge und zieht mit ihm nach Amerika. Es ist noch nicht das letzte Kapitel ihrer Verfahrten. Ihr Gatte wird ein kleiner Journalist in New York, sie selbst spielt in „deutschen Theatern“ Americas, in Solzbaraden, in die es hineinregnet, sie schämt sich nicht, um das Publikum heranzuziehen, als

Janko, der ritterliche Mörder, wird aus der Scharbeiz ausgewiesen, er heiratet Helene in Helene von Radowitsa in einem Raffale-Drama aufzutreten, das man für sie verfaßt hat —

alles vergebens. Sie schrittelte nun selber, studiert Medizin, kehrt nach Deutschland zurück, wo sich ihr früherer Gatte, der Schauspieler Friedmann, ihrer aufs rührendste annimmt, und gerät hier nach einer Periode des Wohllebens, das die Familie des russischen Gatten ihr ver- und den Multismus zu entziehen sucht. Eines tisch durch geistige Ausflüge in die Theosophie -als pul zu raq „unanz zhrzmg zlg ul“ Hwpy Tages vergistet sich Serge, er war der einzige Mann gewesen, der in ihrem Herzen einen Platz hatte. Eine Woche nach seinem Tode nimmt Helene von Schewitz soviel Chloral zu sich, daß sie nicht mehr erwacht. Sie war sechsundsechzig Jahre alt. Sie wird in München, wo sie zuletzt gelebt hatte, in der hintersten Reihe der Gräber, in der Ecke der Selbstmörder, begraben. Man erfährt ihren Tod zuerst durch ein Pariser Blatt.

Sie war eine der schönsten Frauen ihrer Zeit gewesen, aber auch eine der unseligsten, weil die Natur ihr eigenes Kunstwerk verpöfcht hatte, dem sie ein Herz, eine Seele, die Fähigkeit, zu lieben, trotz aller Hingabe an die Liebe allein verpagte. P. K.

Quer durchs „Dritte Reich“

Die „fliegende Winterhilfe“
Wenn sich jetzt über den deutschen Städte ten die neuen Flugzeuggeschwader zeigen, dann wird das mit der Bemerkung kommentiert: „Da oben fliegt die Winterhilfe“.

„Deutscher, Maul halten!“

Auf den Passierischen der Arbeiter in den Militärlugzeugwerken Magdeburg steht der Satz:
„Deutscher, lerne endlich das Maul halten!“
Die Arbeiterschaft glossierte mit besonderer Freude diese „Anweisung“. Das ging so weit, daß sich die „Deutsche Arbeitsfront“ und die Betriebsleitungen zu der Erklärung veranlaßt sahen, daß sich diese Anweisung selbstverständlich nur gegen die Weiterverbreitung von Vorgängen in der Rüstungsindustrie wende. Die Meinung der Arbeiter ist anders. Sie sagen, der Satz kennzeichne ganz genau den heutigen innerpolitischen Zustand.

Das Märchen

Jeder Kinderfreund, der sich mit Erziehungsfragen beschäftigt, beschäftigt sich auch immer wieder mit der Frage guter Jugend- und Kinderliteratur und kommt immer von neuem auf das Thema: soll man dem Kinde Märchen zu hören oder zu lesen geben oder soll man sie ihm besser vorentfallen?

Nun, diese Frage anzuschneiden, bedeutet zumeist, heftige Diskussionen hervorzurufen, und bei all dem Für und Wider wird — zum Glück — ganz übersehen, daß die Märchen nun einmal in der Luft zu liegen scheinen und — wenigstens vielen Kindern — ein Bedürfnis sind, wie eben die Luft selbst.

Ehe man also zu den Märchen Stellung nimmt, sollte man sich vielleicht klar machen, was für eine Bewandnis es eigentlich damit hat, und wie sie entstanden sind.

So viele Märchen fangen mit den Worten an: „Es war einmal . . .“ Das kann kein bloßer Zufall sein, eher ein Anzeichen dafür, daß sie aus einer noch länger verklungenen Zeit stammen als jene, von der sie berichten. Sie sind ja überwiegend uralte, erdicht vor granen Zeiten, als die ganze Menschheit sich noch im Stadium der Kindheit befand und der Natur und ihren Kräften angstvoll und anbetend gegenüber stand. Damals hatten die Menschen die Gewohnheit, alles, was sie mit dem Verstande nicht durchbringen konnten, zu personifizieren — so wie es die Kinder — bis zu ihrem 4. oder 5. Jahre — heute noch tun. Es ist auch kein Zufall, daß unter den Völkern der verschiedenen Erdteile Märchen und Sagen mit ganz ähnlichem Kern gefunden werden, obgleich die Hülle je nach dem Klima und den sonstigen Verhältnissen des Landes verschiedenes gefärbt ist. So kannte man z. B. in Asien ganz ebenso das Märchen von der schlafenden Schönen, bei uns „Dornröschen“ genannt, wie in Europa. Eine weitere Tatsache ist, daß die Märchen innerhalb eines Erdteiles gewandert sind, so z. B. „Dornröschen“ von Frankreich her dem Osten zu, u. a. m. Manche Märchen wieder sind mehr geographisch bedingt, wie das Märchen von der Frau Holle, der Holden, deren geschüttelte Federbetten den Schnee auf die Erde herunterrieseln lassen — also eine nordische Dichtung.

Es scheint im Märchen etwas von der menschlichen Seele verbirgt zu sein — in naiver Form, kindlich, ursprünglich. Später freilich ist vieles hinzugekommen, was die Naivität beeinträchtigt und leider die freie Märchenversion zugunsten einer landläufigen Moral eingeengt hat. Der Kern gar vieler Märchen hat dadurch an Frische und Saft eingebüßt und schmeckt oft moralisauer. Deshalb erheben sich auch so manche Märchengegner und sagen: „Nur keine Märchen! Da wird immer das Gute beselohnt und das Schlechte bestraft: ist das viel leicht im Leben so?“ Nein, allerdings, das ist nicht im Leben so. Und diese dem Märchen so häufig aufgestromene einseitige Richterrolle sollte auch wirklich mit Stumpf und Stiel beseitigt werden, selbst auf die Gefahr hin, daß dann so manches Märchen aus den Märchenbüchern verschwinden würde. Uebrigens: gegen das Phantastische der Märchen wendet sich nur eine weit kleinere Anzahl von Erziehern. Hand aufs Herz: die meisten Erwachsenen lieben es selber zu sehr und möchten es nicht gern missen! „Das Wunderbare“ wollen sie den Kindern gönnen — denen übrigens so oft schon ein Stück Holz oder ein bunter Lappen genügt, um selbst zu erschaffen und zu erdichten.

Manche Eltern und Erzieher sind also zwar für Märchen, aber für revidierte, und möchten sie in solche einteilen, die „gut“ und solche, die „schlecht“ sind, und diese „schlechten“ möchten sie ausmerzen. Das gerade ist aber leichter gesagt als getan. Denn das Märchen hat noch heutzutage die geheimnisvolle Macht, sich selbsttätig zu verbreiten — zum Glück für alle jene Kinder, deren Eltern nicht Zeit finden, ihren kleinen Geschickten zu erzählen, oder die kein Geld haben, um ihnen Märchenbücher zu kaufen. Mit den Märchen ist's eben immer noch ein wenig wie in der Kinderzeit der Menschheit: einer erzählt dem anderen. Wann? Wo? Wer könnte es sagen! Noch die Kinder, die sie ablehnen, kennen sie doch.

Andere Eltern und Erzieher wenden ein, daß die Kinder durch die Phantastik der Märchen lügen lernen. Nun, es gibt Kinder, die Märchen über alles lieben und wahrheitsliebend sind, und es gibt Kinder, die Erzählungen über moderne Technik vorziehen und ganz herzlich

Jahwunden. Da liegt also die Lüge nicht verankert. Die Kinder unterscheiden durchaus das Mögliche und Unmögliche im Märchen — sie haben die Fähigkeit, die Realität zu erkennen.

Zu erwähnen wären auch noch die Tiergeschichten und Fabeln. „Die wollen wir den Kindern lassen“, — höre ich öfters sagen. Als ob hier der Kern ein anderer wäre als in den Märchen von Elfen, Feen, Zauberern usw.! Warum sollte den Fabeln aber billig sein, was den anderen Märchen nicht recht ist? Auch die Tiergeschichten personifizieren, wie es die Märchen tun! Zeigen sie eine süßliche Morak, so sind sie nicht minder zu verwerfen — sind sie naiv, so stehen sie den anderen Märchen gleich. Wo wären die Grenzen — ob Mensch, ob Tier, ob Fabelwesen — wie könnte man das eine wollen und das andere ablehnen?

Ich glaube, allzu viel Kritik würde den Wunderbaum nur armselig zurechtstutzen — lieber noch möge er ein bißchen wilde Schößlinge treiben! Das gesunde Durchschnittskind wehrt sich schon selber gegen das Unkraut und verbaut, ohne Schäden zu nehmen. Man richte doch sein Augenmerk auf die gesamte Erziehung, die dem kindlichen Charakter leider oft hart zusetzt: man festige das Kind gegen widrige Einflüsse und Einwirkungen — dann wird es besser widerstehen lernen, als bei allzu vorjünglich geschlossenen Fenstern.

Ich möchte noch gern hinzufügen, daß die große nordische Dichterin Selma Lagerlöf aus ihrer eigenen Kindheit erzählt, sie habe eine richtige Märchengroßmutter gehabt. Sie und die anderen Kinder seien im Kreise um die Großmutter gesessen, und diese habe ihnen Geschichten erzählt, Märchen und Legenden. Und Selma erster großer Schmerz war es, als eines Tages die Großmutter nicht mehr im Sessel saß und für immer fortgetragen wurde. Später hat Selma Lagerlöf viele dieser Märchen verdrichtet, und so auch ihre wundervollen Heiligenlegenden geschrieben. Gewiß, nicht jedes Kind macht das Märchen zum Dichter, aber daß das Märchen im Leben des Kindes mehr Segen als Anfechtung stiftet, dürfte eine vorurteilslose Erfahrung seit je lehren.

Melanie Frank.

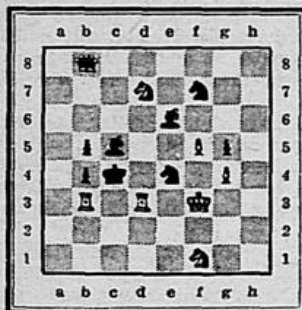
Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönbau.

Schachaufgabe Nr. 301.

Motto „Verführung“.

Schwarz: Kc4, Lc5, e6, Se4, f7, Bb4, b5, g5. (8)



Weiß: Kf2, Db3, Tb3, d3, Sd7, f1, Bf5, g4. (8)

Matt in zwei Zügen!

Schachaufgabe Nr. 302.

Motto „Warum?“

Schwarz: Kc5, Tg2, Lf6, Sa6, d7, Bg7, h3. (7)



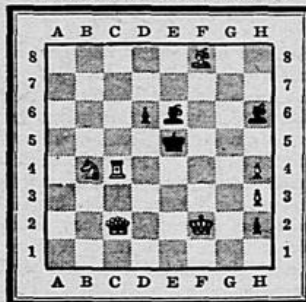
Weiß: Kb3, Te6, g3, Le5, h1, Sd2, Bc4, e3, h2. (9)

Matt in zwei Zügen!

Schachaufgabe Nr. 303.

Motto „Hotel Balkan“

Schwarz: Ke6, Le6, h6, Bd6. (4)



Weiß: Kf2, Dc2, Tc4, Lf3, Sb4, Bh3, h4. (7)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen und Begutachtungen sind bis 30. November 1936 an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Diese drei Aufgaben gehören zum Problemtournee des „Atus“; Mitte Oktober erscheinen die nächsten drei Aufgaben.

Lösungszug zu Nr. 298: Ke4—f5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Mitsch Rosa, Trupschitz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Hyna Josef, Hostomitz; Sturm Heinrich, Brünn; Dinnelber Emil, Tetschen; Triltsch Gustav, Wisterschan; Schöffel Anton, Schöbrütz; Hahl Erwin, Schindler Robert, Holfeld Otto, Freundl Anton, König Rudolf, Lohmüller Hans, Chimiak Teo, Albertlich Nesteritz; Tepper Franz, Karlsbad; Ulbert Erich, Klutschkau; Tesar Franz, Suche; König Anton und Steinwitz Hans, Kwitkau; Eichler Otto, Drakowa.

Bundesmeisterschaft.

Bundesmeisterschaft 1936: Komotau I.

Am Sonntag, den 27. September, gelang in Komotau der Endkampf um die Bundesmeisterschaft zwischen den Sektionen Altrohlaun-Komotau I zur Anstragung. Vor einer ansehnlichen Zuschauermenge gewann verdient Komotau I mit 6½:1½ Punkten, Altrohlaun, welche über eine spielstarke Kampfmannschaft verfügte, mußte sich vor dem Können der Komotauer beugen.

Wettkampfübersicht:

| Brett | Altrohlaun | Komotau I |
|-------|------------|-------------|
| 1 | Körbl Jul. | 3½:½ Krenek |
| 2 | Zaschke | 3½:½ Flalka |
| 3 | Wurm | 0:1 Sachs |
| 4 | Günther | 0:1 Schöpka |
| 5 | Körbl W. | 0:1 Husar |
| 6 | Schrefner | ½:½ Pfeifer |
| 7 | Steffan | 0:1 Thiel |
| 8 | Jakob | 0:1 Görg |

Ergebnis 1½:6½ für Komotau I.

Das Spiel leitete Genosse Scharoch, Drakowa-Teplitz.

In der ersten Runde des Jubiläumsturniers des Arbeiter-Schachklub Wisterschan wurden folgende Ergebnisse erzielt: Kwitkau-Turn 6½:1½ für Kwitkau; „Atus“ Zuckmantel-Wisterschan 6½:2¼ für Zuckmantel; DTJ Zuckmantel-Teplitz 5:3 für DTJ Zuckmantel.

Die Gans

Einmal stand ein Bauernbursche vor Gericht, der angeklagt war, an einer noch sehr jungen Magd einen verbotenen Eingriff gemacht zu haben, was das Mädchen in Lebensgefahr gebracht hatte.

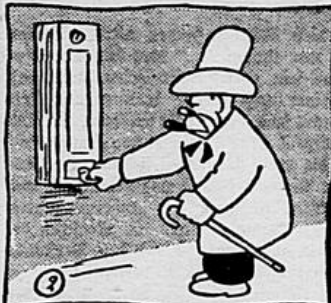
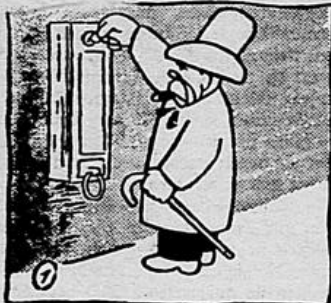
Der Angeklagte leugnete und war nicht zu einem Geständnis bereit, als ihn seine Freundin schwer belästete.

Als ihn Professor Albin Haberda, der berühmte Gerichtsmediziner, als Indiz Schuppe vorgeigte, auf denen sich Blutspitzer befanden, die eindeutig als Menschenblut erkannt worden waren, brachte er eine neue Ansrede vor:

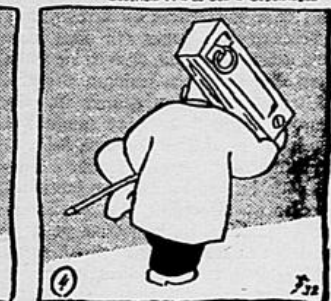
Das Blut stamme von einer Gans.

Netzt wurde Professor Haberda wild: „Natürlich ist sie eine Gans“, schrie er, „sonst hätte sie sich nicht mit Ihnen eingelassen, Sie Halblöbdi...!“

W. Zelen.



Copyright P. L. B. Box 6 Copenhagen



Adamson will sein Geld zurück haben